

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 1

Artikel: Zürich
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

¹⁸⁾ Das Zitat besteht aus den sechs letzten Versen des Sonettes „Hier, wo von Schnee der Alpen Gipfel glänzen“, das Platen in die 1834 erschienene zweite Auflage seiner „Gedichte“ aufnahm. Im dritten Vers schreibt Burckhardt „folgen“, während es bei Platen „folgten“ heißt.

¹⁹⁾ Der Württemberger Johann Tobias Beck (1804–1878) wurde 1836 vom „Verein zur Beförderung christlich-theologischer Wissenschaft“ an die Universität Basel berufen, um der kritischen Richtung De Wettes entgegenzuwirken.

²⁰⁾ Gottlieb Christoph Adolf Harless, lutheranischer Theologe, seit 1833 Professor in Erlangen.

²¹⁾ Karl Rudolf Hagenbach (1801–1864), der Basler Kirchenhistoriker.

²²⁾ Friedrich von Tschudi (1820–1886), der spätere Landammann des Kantons St. Gallen und Ständerat, bekannt vor allem durch sein „Tierleben der Alpenwelt“. Tschudi gehörte der Basler Sektion des Zofingervereins vom Mai 1838 bis März 1839 an.

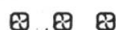
²³⁾ Wilhelm Eugen von Gonzenbach (1817–1880) von St. Gallen, später Dr. iur. und Archivar in seiner Heimatstadt. Zofinger war er in Basel vom 2. September 1837 bis 26. März 1839.

²⁴⁾ Jakob Wirz von Maisprach (Baselland), Dr. iur., Polizeidirektor in Basel, gestorben 1880.

²⁵⁾ Ueber den Berliner Kunsthistoriker Franz Kugler (1808–1858) vgl. Markwart, S. 366–372.

²⁶⁾ Heinrich Schreiber (1793–1872), Professor der Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau; vgl. Markwart, S. 190–195.

²⁷⁾ Leberecht Zwicky von Mollis (1820–1906) studierte in Zürich, Berlin und Bonn Theologie, wirkte als Pfarrer in Betschwanden, Kerenzen und Bilten. Er versuchte sich unter dem Pseudonym Friedrich Bergmann auch als Dichter. Ueber seine Bekanntschaft mit Burckhardt vgl. „Jugenderinnerungen“ von Pfarrer C. L. Zwicky, Glarus 1906, S. 26.



ZÜRICH

Sehr geehrter Herr Redaktor,

Sie haben mich dazu ausersehen, ein Urteil über Zürich abzugeben. Ich kann Sie zu dieser Wahl nur beglückwünschen. In mir sind die Vorbedingungen zu einem ebenso wohlwollenden als kritischen Verhalten erfüllt: zur einen Hälfte von meiner Mutter her, die aus einem alten Bürgerhaus an der obern Kirchgasse stammte, bin ich Zürcher, zur andern Berner. Meine Kindheitsträume umfassen alle Herrlichkeiten von der alten Gmüesbrugg bis zum Nydelbad und auf den Uetliberg hinauf; meine Zürcher Erinnerungen sind gepflastert mit Hüpen und Tirggeli; das goldene Kinderzauberwort Ferien! strahlt für mich auf seblauem Grunde, und wenn ich je im Leben richtig verwöhnt worden bin, so war es in Zürich.

Zürich ist also meine Mutterstadt. Aber Bern, die Vaterstadt, liebe ich mehr. Sie hat meine Kindheit nicht verwöhnt; sie hat mich, wenn ich bloß an die Schule denke, in eine harte Zucht genommen, mir die eitlen Zürcherflausen ausgetrieben, auch andere Flausen, die in Bern nichts gelten, und mir ein Mannesideal vor Augen gestellt, das mich oft genug mit dem Gefühle meines Nichts durchbohrte. Ist es nicht gut und recht, dass wir einen strengen Zuchtmeister endlich doch mehr lieben als eine allzu nachgiebige Ferientante?

O ja, Zürich, die Stadt, ist schön — ich meine nicht gerade die Bahnhofstraße und die Tonhalle — aber die engen Gassen mit den alten Häusern, um St. Peter und Lindenhof herum, der Limmat entlang und die steile Kirchgasse hinauf, wo der Großvater wohnte, der kleine, alte Professor Locher, der im Wohnzimmer auf einem besonderen Tischchen, durch einen Glassturz behütet, ein unsagbares Wunder von weißem Schloss besaß, aus irgendeiner Paste geformt, die nur Marzipan sein konnte, mit einem Springbrunnen aus Spiegelglas, auf dem zuckersüße Schwäne herumschwammen — von allen Zürcher Herrlichkeiten war das doch die herrlichste und für meinen Kindskopf ein anbetungswürdiges Tabernakel.

Zürich ist schön mit dem blau-weißen Banner seines Frohsinns und seiner Weltlust, mit dem Blau-und-weiß seines lachenden Sees, seiner fliegenden Segel und der weißen Landhäuser, die mit glitzernden Fenstern von den grünen Rebergen herabgrüßen. Es ist schön im Fahnen- und Wimpelschmuck seines Sechseläutens, im rauschenden, bunten Treiben des Mummenschanzes, das die biedereren Straßen mit Gestalten aus den fernsten Ländern und Zeiten erfüllt und bis tief in die Nacht hinein aus hell erleuchteten Zunfthäusern schallt. Aber auch ohne Festschmuck und Festbrausen ist Zürich die einladende, gesellige, kurzweilige Stadt, wo man lebt und leben lässt, wo die Tore offen stehn für das Windeswehn aus allen Enden der Welt, wo das Neue, immer das Neueste, sei's das Fremdeste und Seltsamste, willkommen ist, das Verrückte neben dem Klugen und Weisen, die Dekadenz neben der Gesundheit und Ehrbarkeit geduldet wird, und jede neue Irrlehre immer jemand findet, der dran glaubt.

Zuviel, nur zuviel! und zu bunt. Ein ewiges Bedürfnis nach Abwechslung, Unterhaltung, Anregung und Aufregung hält hier die Menschen in Atem. Der alte Handelsgeist der Stadt will auch im Schön- und Minderschönegeistigen jede Nachfrage befriedigen, jedem Geschmack entsprechen, den modernsten Artikel auf Lager haben. Das Neueste ist ihm nicht zu neu, das Verstiegene nicht zu verstiegen, wenn es nur zieht, wenn es nur Furore macht. Nur ums Himmelswillen nicht hinter der Mode zurückbleiben oder gar sich ihr entgegenstemmen! Und dann die gehörige Aufmachung, Inszenierung! Nirgends ist man so geschäftig in literarisch-künstlerischen Schaustellungen, Vorstellungen, Vorträgen, Festen, Banketten, Lobreden. Und jedesmal ist das Neueste Trumpf, jedesmal etwas anderes. Ein richtiger Lesezirkel verträgt auch das Unverträgliche, vereinigt auch das Unvereinbare; denn sein Geschmack ist das Potpourri, sein Grundsatz die Grundsatzlosigkeit. Mit gleich innigem Verständnis, mit gleich aufgeschlossener Seele gibt er sich den widersprechendsten Offenbarungen des Zeitgeistes hin. Gestern war's ein verlebter Conferencier mit wurmstichigen Geistreicheleien, heute ist es das Volkslied in seiner Unschuld, morgen eine exzentrische Bauchtänzerin, übermorgen ein Götzenfest zu Ehren Spittlers (der wunderbar stillhält dazu), überübermorgen ein verzückter Prophet mit einer neuen Synthese des kosmischen Daseins — so leben wir, so leben wir beglückt, auf dem Wogenspiel des Zeitgeschmacks von einer Schaumwelle zur andern getragen, Fidoli, Fidoli!

In Bern — ach, es mag ja sein, dass man im Geistigen zu wenig tut, aber man *macht* nicht so fürchterlich viel. Man macht keine schöngeistigen Vereine, keine Lesezirkel, keine Literatenklüngel, keine Schlagworte, Reklamen, Theorien, Synthesen. Man macht auch keine literarischen Berühmtheiten. Man hängt nichts an die große Glocke, hängt sich auch selber nicht daran, sondern wartet im Stillen ab, ob eine Glocke läuten wird. Man klammert sich nicht an die Betriebsamen, läuft nicht immer zu den andern, man kommt zu sich selbst.

O schöne Ruhe Berns, treue Beharrlichkeit im Wandel der Dinge, philosophische Gelassenheit inmitten aller Stürmerei

und Drängerei! Deine Seele ruht fest in der Zuversicht auf das Altbewährte, im Vertrauen auf sich selbst. Sie gleicht dem Wellenbrecher in der ewig ungeduldigen Brandung, dem Angelband der ewig auf- und zuschlagenden Türflügel der Zeit. Man schilt deine Beständigkeit träge und deine Vernunft seelenlos, aber deine Mäßigung behält recht und dein Gleichmut überdauert alles stürmische, überspannte, zerfahrene Wesen. Wer sich im Weltkarussell sattsam mitgedreht, in Philosophemen totgehetzt hat und ach, des Treibens müde ist, der flüchtet zu dir, in deine kühle Vernunft, in deine heitere Gemütsruhe. Du bist die Erzieherin aller Ehrgeizigen, die über sich hinauswollen, die Beschwichtigerin aller Ruhlosen, die erst in der Ruhe sich selber finden, der Trost aller Halt- und Steuerlosen, die nur im Anschluss an eine schlichte Beständigkeit außer ihnen das Beständige in sich selbst entdecken.

Merkwürdig, Zürich liegt am ruhigen See und Bern am reißenden Fluß, und doch ist Zürich die Stadt der rastlosen Bewegung, Bern die der gemächlichen Ruhe. Was der Strom der Zeit an seinen Mauern vorbeiträgt, bringt seinen Gleichmut nicht so bald aus der Fassung. Dem Neuen gegenüber sagt man in Bern zuerst nein, und wenn es sich aufdrängt und nicht ablassen will, so prüft man es — und sagt gewöhnlich abermals nein. Zumal wenn es großmaulig und himmelstürmerisch daherkommt, sich als Kunstevangelium und Welt-erlösung gebärdet, so bereitet man ihm alle erdenklichen Schwierigkeiten, beizt es in der Säure verstellter Gleichgültigkeit, schmort es im Fett seiner eigenen Begeisterung, glüht es aus im Hochofen unsäglichen Misstrauens — und wenn es dann noch einen Schnauf tun kann und lebt, so sagt man: „Me cha de öppe luege“. So werden in Bern die weltfremden Ideologen, die arbeitsscheuen Schwätzer und Schwärmer, die hochnasigen Ästheteten zum Schweigen gebracht.

Dann siedeln sie nach Zürich über. Denn dort ist Kultur. Herr Eduard Korrodi hat es uns, liebenswürdig wie immer, im Berner Großratssaale selbst versichert. „Hier in Bern,“ sagte er, „haben Sie Bodenständigkeit. Wir in Limmat-Athen haben Kultur.“ — „Oder auch so,“ gab Herr Rudolf v. Tavel

zurück: „Ihr in Zürich habt Kultur, wir in Bern haben bodenständige Kultur.“

Um diese Auffassung von Kultur dreht sich im Grunde der ganze Streit zwischen dem geistigen Zürich und dem geistigen Bern. Zürich, wenigstens seitdem es Großstadt geworden ist, fühlt sich berufen, den Schweizergeist vom Schimpf des Seldwylertums zu erlösen und ins Übernationale zu sublimieren. Dieses Volk der Hirten muss endlich einmal aus seiner Berg- und Bauernidylle heraus und zum Heroischen der Welttragödie reif werden. Diese bornierte Einfalt und Gemütsruhe muss endlich einmal vom tragischen Riss des Weltalls gespalten, diese robuste Sittlichkeit von den Ekstasen des Eros geschüttelt werden. Genug jetzt dieser altväterischen Daseinsfreude, dieses gänzlich unzeitgemäßen Heimatdusels! Los von der Scholle, hinaus ins Allmenschliche, Überzeitliche! Los auch von dieser abschreckend satten Bürgertugend! Verfeinert eure Nerven, differenziert eure Empfindungen, kompliziert eure Gefühle, zerwühlt euer Unterbewusstsein! — Weltkrisis ist eingetreten, Weltänderung ist da! Wie könntet ihr sie würdig miterleben ohne innere Zerrissenheit!

Das ungefähr hört man aus den kritischen Schriften der tonangebenden Zürcher Schule heraus. Nun begreift man ihre Verzweiflung über die trotz allem und allem gedeihende Heimatkunst, ihre Begeisterung für alle von der Heimat abgeirrten, entgleisten, irgendwie verwilderten oder verknacksten Talente, die draußen im Reich, der günstigeren Konjunktur wegen, „sich ihres Glaubens abgetan“ und mutig mit der schweizerischen Tradition gebrochen haben. Auf ihnen ruht die Hoffnung der schweizerischen Kunst und Literatur. Einmal endlich muss es tagen. Wir haben bis heute noch keinen richtigen schweizerischen Ehebruchsroman. Müssen wir uns nicht vor unsern Welschen schämen? Und wann werden endlich die Probleme der Perversität in unsre Literatur Einzug halten? Wo bleibt das Homosexuelle? In Berlin ist man über diese Sachen schon bald hinaus, und wir haben noch nicht angefangen damit!

„Vielen sägt es am Herzen“ — ich zitiere aus den *Schweizerischen Literaturbriefen* —, „dass wir nicht einmal einen Ibsen-

schen Brand helvetischen Herkommens, einen Peer Gynt, eine Bruderseele Jean Christopes besitzen sollen“, — nichts Skandinavisches, Russisches, Mongolisches, überhaupt nichts Weiteriges, auch nichts Wedekindisches, Strindbergisches usw., sondern ewig dieses unabtreiblich Bodenständige, Schweizerkreuzige, Alphornstößige! Und dann diese beängstigend üppige Mundart! Welch ein Meisterwurf wäre Lienerts *Schwäbelpfyfli*, wenn es in einer Weltsprache gedichtet wäre! Welch ein Schlager Hallers *Marie und Robert*, wenn es in Berlin gespielt werden könnte! Armer Dominik, armer Tavel! Wie kann man so unvorsichtig, so unzeitgemäß sein in der Wahl seiner Sprache! Wir sind zu Höherem berufen, wir Intellektuellen der Schweiz. Landläufig ist nicht genug, weltläufig müssen wir werden. In Berlin, Paris, London und New York muss man von uns wissen. Dazu aber gehört eine andere Allüre, europäischer Zuschnitt, weltliterarisches Signalement. Darum heraus aus der spinnstubenhaften Gemütlichkeit! — überhaupt Gemüt, diesen alemannischen Blinddarmfortsatz, haut ihn ab, energisch entschlossen! — und hinaus aus dem Gevatter- und Fraubasenwinkel der Mundart! Wir machen den Anfang in Zürich. Schon haben wir's erreicht, dass in distinguierten Familien Hochdeutsch gesprochen wird. Folgt unserm Beispiel! Lasst uns mit dem Lächeln gereifter Menschlichkeit auf unsre Kinderstubenjahre zurückblicken, auf den überlebten Geist unsrer volkserzieherisch sein wollenen Literatur! Verstehen wir endlich unsere richtige Stellung zum Volke! Lange genug haben wir ihm das Brot geboten, das es von uns verlangte; nun ist es Zeit, seinen Geschmack für Austern und Kaviar zu bilden.

Doch wir müssen uns zusammenscharen, wir Reingeistigen, wir, die Spitzen der Nation. Fortan dürfen wir nicht mehr in der Fron des Unverstandes und Banausentums darben. Das Füllhorn des nationalen Reichtums muss sich endlich auch über uns ergießen, dass wir unser Leben in Schönheit leben können, frei von dem beengenden Kram kleinlicher Erwerbsorgen, enthoben der gemeinen Berufs- und Bürgerpflicht, als adlige Geschöpfe, denen die Not des Lebens nichts anhaben kann.

Die Schillerstiftung hätten wir, Gott sei Dank; einen Schriftstellerverein haben wir gegründet, eine Werkbeleihungskasse auch. Aber das sind Tropfen auf einen heißen Stein. Es muss dahin kommen, dass jedes werdende Talent, jedes kreißende Genie sich auf öffentliche Kosten seiner innern Bestimmung gemäß ausleben und auf den Höhen des Daseins (d. h. vor allem in einer ihm zusagenden Weltstadt) seiner Vollendung entgegenwandeln kann. Die stumpfe Masse der Unproduktiven wird ihm den Zoll der Ehrfurcht und Dankbarkeit in Gestalt einer eidgenössischen Kultursteuer willig entrichten und die Verpflichtung zum Ankauf einer jährlich zu bestimmenden Anzahl dichterischer und künstlerischer Werke freudig auf sich nehmen.

Dann wird endlich die Nation, um ihre Kulturträger geschart, würdig geschlossen dastehen. Dann werden wir, unter Zürichs Führung, eine schweizerische, will sagen zürcherische Kunst und Literatur von übernationalem Gepräge und weltumspannendem Absatz haben ...

Bern, fürchte ich, wird nicht mittun. Uns in Bern sägt es nicht an der Seele, dass unsre Kunst und Dichtung noch keinen Peer Gynt und keinen Brand, auch kein „Weib“ nach Madeleine Marx' Ideal hervorgebracht hat. Wir haben mehr Vertrauen zum Bodenständigen, sei es nun skandinavisch oder russisch oder bernisch. Die Kunst- und Literaturgeschichte der Welt lehrt uns nicht, dass nationale Ursprünglichkeit, Gebundenheit an ein enges Land und Volk ein Hindernis zu geistiger Größe gewesen sei. Ist griechische Kunst und Dichtung verkümmert, weil sie sich nur vom eigenen Boden genährt hat? Hat die „tiefe und großartige Einfachheit“, die Gottfried Keller an unserm Gotthelf rühmt, etwas mit Vorbildern und Einflüssen zu tun? Steht er nicht einzig da, weil die Urkräfte seines Bernervolkes sich in ihm zusammengedrängt und zum Genie gesteigert haben?

Bern wird nicht mittun, wenn es sich darum handelt, das höhere Geistesleben als eine Standesangelegenheit von Ausgewählten zu betreiben und vom Daseinskampf des Volkes, seinen Nöten, Hoffnungen, Anschauungen und Grundsätzen abzusondern. Stadt und Land sind bei uns viel zu innig verwachsen, als dass jedes für sich allein denkbar wäre. Unser

Begriff von Kultur ist nicht einseitig städtisch gefärbt; er umfaßt nicht bloß Wissenschaft, Literatur und Kunst in ihrer städtischen Pflege und Ausbildung; er umfaßt alle höheren Lebensregungen im Volke, alle die verborgenen Tugenden, auf denen die Dauerbarkeit und das Glück der Gemeinschaft beruht: die Arbeitslust, Ausdauer und Geduld im Unglück, Sittenreinheit, Gemeinsinn, Ergebung ins Unabänderliche. Das alles ist auch Kultur, vor allem Bauernkultur, und wer von uns Städtern mit ihr in Berührung gekommen ist, zählt sich nicht mehr zu einer „Elite von Intellektuellen“.

Bern wird nicht mittun, wenn nach reichsdeutschem, französischem und englischem Muster die Volkssprache von den „Intellektuellen“ missachtet und die Mundartdichtung als eine mindere Gattung in den Schatten gestellt wird. Man sollte fast meinen, die Schriftsprache sei von höheren Ahnen und biete besondere Gewähr für gediegenen Inhalt als der Dialekt. Nun ist es aber gerade umgekehrt: die Mundarten sind die Mütter der Schriftsprachen, und die Schund- und Schandliteratur war niemals in Mundart geschrieben. Vielmehr, wenn es in dem Sumpf der modernen Theater- und Romanliteratur noch eine grüne Insel von unverdorbenen Natur und unverkünstelter Kunst gibt, so ist das zu einem beträchtlichen Teil der mundartlichen Dichtung zu verdanken. Aber wer erweist ihr die Ehre, sie ebenso ernst und kritisch zu prüfen wie irgendeinen sensationellen Zeitroman oder ein bühnenunmögliches Symbolistendrama!

Bern wird nicht mittun — aber ich will endlich mein Thema, Zürich, wieder aufnehmen, das eine Zeitlang hinter Bern hat zurücktreten müssen. Das passiert ihm sonst nicht. Namentlich in den Augen des Auslandes ist Zürich die geistige Vormacht der deutschen Schweiz und an die Huldigung unter diesem Titel längst gewöhnt. Der Großstädter findet eben hier wieder die Großstadt und fühlt sich in einer vertrauten Atmosphäre. Und dann, die Literatur- und Kunstgeschichte der Schweiz wird von Zürich aus gemacht und beleuchtet. Daran sind nun wir Berner wieder längst gewöhnt, als könnte es nicht anders sein. Nur manchmal gerät auch unser Phlegma darüber in eine sanfte Wallung.



VAN GOGH — Strohdächer in Auvers
Kunsthhaus Zürich

Doch ich kehre gern zu Zürich zurück, wie ich immer gern dorthin zurückkehre. Schon am Bahnhof, angesichts der fröhlichen blau und weißen Tramwagen kommt die eigentümliche Zürcherstimmung über mich. Es liegt etwas Prickelndes, Zukunftsfreudiges in der leichteren Luft, die mich umfängt. Die allgemeine Geschäftigkeit auf den Straßen, die Raschheit, die Unternehmungslust steckt mich an. Da fällt mein Blick auf die neue Universität, dieses grandiose Denkmal zürcherischen Bildungstrebens und großdenkenden Formensinns. Ich sehe im Geist die herrliche Halle mit ihrer Raum- und Prachtverschwendung ... (haben wir so etwas in Bern?) Gottfried Kellers *Festkantate* von 1883 summt mir plötzlich im Ohr. Ich habe sie als junger Studio miterlebt — saß ich am Ende gar auf den gleichen Bänken mit dem Dichter im Großmünster? Dass ich damals nicht den Hals nach ihm gereckt! Wie gestern ist es mir doch.

Ein halbes Jahrhundert,
Was ist es, ihr Brüder!

Und es fangen andre seiner herrlichen Festlieder und Prologe in mir zu klingen an; das Lied zum Sechseläuten-Umzug, zur Johannisnacht in der Schmiedstube, zum eidgenössischen Sängerkongress von Achtundfünfzig mit dem zuversichtlichen Schlussvers:

Doch trotzen wir dem Untergang
Noch langhin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigener Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!

Wo gab es damals eine Stimme so markig und voll Schwung, die unsre Jugendbegeisterung weckte, wie die des Meisters Gottfried? Wer war es, der uns Jünglingen der Gründer- und Schwindlerzeit, der Zeit materialistischer Skeptik und Wurstigkeit, das Herz mit freien, starken, vaterländischen Gedanken schwellte, wenn nicht er, der Sänger des neuen Schweizerbundes! (Hatten wir einen in Bern?) Immer größer wächst der kleine Mann vor meinen Augen empor, dankbarer schlägt mein Herz ihm entgegen, der meiner vagen Jünglingssehnsucht Ziel und Gehalt gegeben, dessen Werke mich durchs Leben begleitet, immer neuartig angezogen und mir an der Schwelle des Alters erst recht ihren Wahrheitsernst und ihre Zuverlässig-

keit offenbart haben. Ich denke ihn mir jetzt gerne Hand in Hand mit unserm Gotthelf; es ist genug wahres, kerniges Schweizertum, altes Volkserbe, was die beiden miteinander verbindet.

Zürich und Bern sind zu verschieden, als dass sie in harmloser Eintracht, ohne Strauß und Neckerei selbender durchs Leben wandeln könnten; sie sind aber auch zu verschieden, als dass nicht eines des andern zu seiner Ergänzung nötig hätte. Zusammenschweißen kann man sie nicht, soll man sie nicht. Wünschen wir, dass jede von den beiden Städten in der drohenden Überflutung des Fremdländischen ihre Eigenart bewahre.

BERN

OTTO v. GREYERZ



DIE ERWEITERTE VIER

Er gab die Pferde auf.

Das Schicksal des Alois Rohrer hatte sich auf die Vierzahl versteift. Er wusste es und hatte es schon als Junge erkannt, als ihm sein älterer Bruder beim Holzspalten den Daumen abhackte. Es war an seinem vierten Geburtstage gewesen, und wie oft hat er sich an seiner Vierfingerhand gezupft, wenn ihm sein machthaberisches Schicksal einen Schupf gab. Mit der verstümmelten Hand ist er durch die Jugend gestolpert; ja an der fehlenden Fünf ist er gestrauchelt und hat sich dann streckenweis auf allen Vieren tierisch vorwärts-geschuftet. Darum hat ihn auch sein Gewalthaber zu den Tieren geführt und ihm dort beibringen lassen, dass die Vier ein Fluch sei, den man nur trägt ohne im Kreuz zu brechen, wenn man mehr als zwei Beinstützen hat. Wenn Rohrer in der Genossenschaftsbrauerei Fuhrmann wurde und mit schweren Gäulen das Bier führte, hat sein Schicksal recht behalten: Vier Hufe, vier Räder und den Reim obendrein — Bier — vier... und wenn's eine heilige Sieben gibt, so gibt's auch eine verfluchte Vier, sagte Rohrer. Aber er sagte es nur zu sich und war ängstlich bedacht, keinem Menschen sein Schicksal beim Namen zu nennen. Seine Gattin wusste es auch nicht. Sie gebar ihm dreimal ein totes Kind. Sie hätte den Mut zum